

Lass gut sein

Müssen Politiker Bücher schreiben?
Nach der Lektüre von Baerbock bis Laschet und von Brandt bis Schmidt: sehr gerne nicht

VON HILMAR KLUTE

Im Jahr 1982 veröffentlichte Willy Brandt ein autobiografisches Buch, dem er den schönen und kühnen Titel „Links und frei“ gab. Es ist die Geschichte einer frühen Politisierung und zugleich das Dokument einer alleseitigen politischen Wachheit, und mit diesen Sätzen geht es los: „Es war ein Sonntag im September. Am 14. September 1930 fanden Wahlen zum Reichstag statt, die den Nazis zum sensationellen Durchbruch verhelfen. Ich war Unterprimar, bald siebzehn, politisch engagiert. Ich ahnte, dass viel auf dem Spiel stand.“

Laschet war doch mal Journalist, bei der „Aachener Kirchenzeitung“ und bei Radio Charivari

Die unbestechliche Redlichkeit dieses Textes trägt ihren Nachweis in einem einzigen Verb: ahnen. Der Siebzehnjährige wusste nicht, was kommen würde, und der fast Siebzighjährige, der diese Sätze schrieb, wollte nicht so tun, als sei ihm seinerzeit bewusst gewesen, in welche Katastrophe Deutschland rennen würde. Natürlich möchte man sich selbst sofort zur Ordnung rufen, bevor man darangeht, den Bogen von Brandt zu Armin Laschet und Annalena Baerbock zu schlagen. Brandt war eine solitäre Gestalt der deutschen Politik und sein Schreiben nicht das Produkt einer Team-Veranstaltung wie bei Laschet oder einer Geisterschreiber-Kooperation wie bei Baerbock.

Der SPD-Vorsitzende, Bundeskanzler und widerwillige Grass-Brieffreund Brandt hat während seiner norwegischen Exiljahre und später auch in Schweden als Journalist gearbeitet und wusste, was ein geschriebenes Wort wiegt. Andererseits war auch Laschet Journalist, bei der Kirchenzeitung Aachen und bei Radio Charivari, und er hätte wissen müssen, dass geschriebene Sätze unsichtbare Sprungfedern haben, die dafür sorgen können, dass einem die Dinger im Zweifelsfall um die Ohren fliegen. Ein Buch ist ein Gegenstand, den man nur aus der Hand geben sollte, wenn er gefertigt ist, und nicht während der Entstehung. Politiker sind heute öfter mal der Ansicht, man könne jede öffentliche Gestaltwerdung im Team vorbereiten, Bücher inklusive.

Das Politikerbuch unserer Tage sieht zu meist wie eine Sammlung von Dossiers und Vorlagen aus, ungeschickt gewürzt mit persönlichen Beistuerungen der Politikerin, die dem Text den Anschein der persönlichen Autorenschaft geben sollen. „Achte darauf, dass du Wege findest, mit einem Fuß im Alltag zu bleiben.“ Diesen Rat-schlag gibt Annalena Baerbock in ihrem viel diskutierten Buch „Jetzt“. Allein dieser Satz, in dem nichts, aber auch gar nichts stimmt, darf zum Anlass genommen werden, an alle lebenden Politikerinnen und Politiker die eindringliche Bitte zu richten: Schreibt keine Bücher, lasst es unbedingt sein.

Bahr erzählt ungenau von sich als Tischherr von Jane Russell, „die mir interessante Einblicke bot“

Denn spätestens jetzt, da die Bücher von Baerbock und Laschet bis ins tiefste Gewebe ihrer Macht sezieren und teilweise inkriminieren werden, weiß alle Welt, dass die Zurschaustellung von analytischem Verstand und essayistischer Weitläufigkeit nur sehr bedingt mit dem Autorennamen in Einklang zu bringen sind. Warum schreiben Politiker eigentlich solche Bücher? Ein Grund liegt sicher darin, dass die scharfsinnige Gegenwartsexegese im Augenblick so hoch im Kurs steht wie

selten zuvor. Selten waren Soziologen und Politologen so präsent wie heute, ihre Arbeiten treten aus der akademischen Exklusivität heraus auf die Bestsellerlisten, Jan-Werner Müllers Populismus-Thesen und Andreas Reckwitz' Theorie der partikulären Gesellschaft sind Grundfutter für jeden Politiker, der seiner politischen Arbeit den Glanz des qualifizierten Weltverständnisses geben möchte.

„Macht und Eitelkeit sind Zwillinge“, schrieb Egon Bahr in seinen Erinnerungen an Willy Brandt, zu denen man greift, wenn man etwas über das Verhältnis von politischer Gestaltungskraft und persönlicher Komplexität bei Brandt erfahren möchte. Dem Bahr vertraut man sowieso, weil auch er ein erfahrener Journalist war. Aber im Laufe des Lesens zeigt sich, dass ihm zwar das Gedächtnis zuverlässigen Stoff liefert, die Sprache dagegen hin und wieder ein gefährliches Eigenleben führt: „Bei einem Essen im Rahmen der Berliner Festspiele war ich Tischherr der amerikanischen Schauspielerin Jane Russell, die mir interessante Einblicke bot.“ Die Zweideutigkeit ist vielleicht nicht beabsichtigt, aber Bahr hätte sie bemerken müssen.

Das Genre des Politikerbuchs ist vielfarbig, und es gibt unter den schreibenden Staatsmännern bekanntlich tüchtige und sprachgewandte Autoren. Joschka Fischer und Helmut Schmidt reichen als Gewährsmänner aus, man muss nicht Churchill bemühen, der sogar den Literaturnobelpreis gewonnen hat. Man darf aber, als hübsche Kuriosa, zwei Beispiele von Politikern vorlegen, die sich sogar ins allerfeinste Gewebe der Sprache vorgewagt haben und dort keineswegs Verheerungen angerichtet haben.

Hans-Ulrich Klose schrieb Verse in leichtem Benn-Sound mit jugendlich-frecher Note

Beide waren Sozialdemokraten, aber das kann nur ein Zufall sein. Der eine, Carlo Schmid, Staatsrechtler und Mitvater des Godesberger Programms, hat Baudelaire's „Les Fleurs du Mal“ ins Deutsche übertragen und fand für diese Leistung durchaus Anerkennung bei der Romanistik. Der andere, Hans-Ulrich Klose, war in reifen Jahren ein schlagkräftiger Fraktionsvorsitzender und schrieb im Jahr des Mauerbaus vor sechzig Jahren als Vierundzwanzigjähriger diese Verse, die im Lesebuch „Vaterland, Muttersprache“ (Wagenbach-Verlag) nachzulesen sind: „böse und nicht von dauer/ sagen die herren am rhein/ zapfenstreich an der mauer/ westlicher schützerverein.“ Der leichte Benn-Sound mit der jugendlich-frechen Note – schlecht ist das nicht.

Dies sind Beispiele für Ambitionen von Politikern, die vielleicht in sich eine poetische Veranlagung spürten, welche bald von einer stärkeren, nämlich der zum politischen Gestaltungswillen, verdrängt wurde. Laschet und Baerbock sind schlechte Autoren, nicht nur, weil sie nicht schreiben können. Es fehlt ihnen auch an Kühnheit, auf das eigene Denken, die eigene Erfahrung, auf den eigenen Denkprozess und die eigenen Irrtümer zu vertrauen.

Sie lassen andere denken, und was besonders blöd ist: Sie lassen andere die Irrtümer begehen, für die sie am Ende dann doch selber geradestehen müssen. Wenn man eine polemische Ader hätte, würde man Laschet zugutehalten, dass er vom enzyklopädisch gebildeten und freundlichen Hans Maier abgeschrieben hat und nicht, wie Baerbock, vom grimmigen und notfalls sachkundigen Jürgen Trittin.

Ein Buch zu schreiben, kann einem Politiker, wenn er es klug anstellt, einen Zuwachs an Glaubwürdigkeit und Ansehen beschreiben, sofern das Buch ein genuines Produkt seines politischen Denkens ist. Robert Habeck hat gezeigt, dass ein Politiker durchaus in der Lage sein kann, selbständig gedachte und geschriebene Bücher unter die Leute zu bringen. Aber Habeck war ja auch ein renommierter Autor, bevor er in die Politik gegangen ist. Zudem ist er talentiert und belesen.

Politiker, denen die Fallstricke des Bücherschreibens nicht gegenwärtig sind, laufen Gefahr, sich heillos zu verheddern. So ist es Armin Laschet mit seinem Buch „Die Aufsteigerrepublik“ passiert und so ging es Annalena Baerbock mit „Jetzt“. Das politische Überleben eines Politikers in der Medien- und Wissensgesellschaft hängt eben auch davon ab, ob er deren Instrumente sachkundig zu nutzen versteht. Und davon, ob er verstanden hat, dass man dabei immer mit explosivem Material zu tun hat.

„Die eigenen Erinnerungen vermischen sich untrennbar mit den Einsichten, die aus den Erfahrungen anderer stammen.“ Das hat Willy Brandt geschrieben, und er meinte damit, dass es für jeden Gedanken einen Vorfahren, für jede Idee eine Ur-Idee gibt und dass Denken immer an das Denken von Zeitgenossen und Vordenkern geknüpft ist. Was Willy Brandt sicher nicht meinte, ist die Tastenfolge Steuerung C und Steuerung V.



Wer durchs Münchner Schlachthofviertel spaziert, sieht den staunenswerten Bau von fast jeder Ecke aus. FOTOS: ROLAND HALBE

Das Wunder von München

Pünktlich, skandalfrei, schön: Das Volkstheater ist fertig

Egal, auf welcher Straße man sich auf das neue Volkstheater zubewegt, irgendwann kommt der Moment, an dem man von dem staunenswerten Gebäude wie magisch angezogen wird und jetzt, wo der Bauzaun weg ist, durch den großen Torbogen hindurch auf den Innenhof zu steuert, direkt auf den gläsernen Haupteingang zu. Dahinter, im Foyer, stehen gerade drei Männer und können ganz offensichtlich gut miteinander. Spricht der eine, hören die anderen zwei aufmerksam zu. Und als sich die Truppe in Bewegung setzt, erklärt der Hausherr dem Architekten: „Sie führen!“ und hält allen höflich die schwere Brandschutztür auf, auch dem Vertreter des Baureferats.



Wenn ein Haus fertig wird, dann geht eine Reise zu Ende. Je größer das Haus, desto länger dauerte nicht nur die Reise, sondern desto komplizierter war sie auch, mitunter sogar hässlich. Vieles lässt sich planen, anderes nicht. Doch langsam fragen sich einige, ob Großbauten in diesem Land überhaupt jemals planmäßig fertig werden können. Ob nicht zwangsläufig die Fristen gerissen und die Baukosten explodierend gedachte und geschriebene Bücher unter die Leute zu bringen. Aber Habeck war ja auch ein renommierter Autor, bevor er in die Politik gegangen ist. Zudem ist er talentiert und belesen.

„Die eigenen Erinnerungen vermischen sich untrennbar mit den Einsichten, die aus den Erfahrungen anderer stammen.“ Das hat Willy Brandt geschrieben, und er meinte damit, dass es für jeden Gedanken einen Vorfahren, für jede Idee eine Ur-Idee gibt und dass Denken immer an das Denken von Zeitgenossen und Vordenkern geknüpft ist. Was Willy Brandt sicher nicht meinte, ist die Tastenfolge Steuerung C und Steuerung V.

kein Platz im alten Haus war. Glücklicherweise aber auch, weil in der von Luxus geprägten Isarmetropole ein neues Quartier mal eben nicht mit einem hochpreisigen Wohnbau eröffnet wird, wie im benachbarten Dreimühlenviertel auf dem ehemaligen Rodenstock-Gelände oder am Nockherberg, wo auf dem früheren Brauereigelände Wohnungen und Stadthäuser gerade für einen Quadratmeterpreis von bis zu 27000 Euro gehandelt werden. Sondern weil hier ein Theater den Impuls setzen darf, und zwar in einer der spannendsten Ecken Münchens, zwischen aktivem Schlachthof und Bahnwärter Thiel, einem Ort, den Nicht-Münchner dieser Stadt gar nicht zutrauen, weil er unaufgeräumt ist, improvisiert und alternativ.

Am alten Standort in der Briener Straße musste man das Volkstheater dagegen stets suchen. Der Hinterhof der viel befahrenen Straße hatte zwar auch seinen Charme – und seine Geschichte, zumindest wenn man den vereinzelt Japanern glaubte, die die ehemalige Turnhalle des Bayerischen Fußballverbandes zielsicher ansteuerten, weil dort offenbar die Vergabe der Olympischen Spiele nach Tokio 1964 kräftet worden war – aber eine Strahlkraft hat das Theater an diesem Ort nie erzeugen können. Das dürfte im Viehhof anders sein. Überragt doch dort das Haus mit seinem knallroten Bühnenturm und den elegant weiß schimmernden Dachaufbauten weithin sichtbar seine Nachbarschaft.

Und schließlich macht einen diese Architektur ganz besonders glücklich: Christian Stückl. Obwohl sich der Intendant bei der Tour mit einer Handvoll Architekturkritikern zurückhält, ist seine Begeisterung nicht zu übersehen. Selbst wenn er den Worten des Architekten Arno Lederer still zuhört, strahlen seine Augen, ach was, sein ganzer hünenhafter Körper vor Freude. Immer wieder springt er auf und erklärt wie ein kleiner Junge am Weihnachtsabend: die automatische Bestuhlung! Die gewaltigen Möglichkeiten der Kreuzbühne! Die

enorme Deckenhöhe der Montagehalle! Sein Haus!

Aber bevor man sich mitreißen lässt von dieser Wunderwelt, wo es eine Färberei gibt, wo Maskenbildnerinnen arbeiten, Schneiderinnen, Schreiner, Polsterer und Schlosser und das verschachtelte Innenleben eher einer mittelalterlichen Stadt gleicht als einem mittelständischen Betrieb mit 150 Mitarbeitern, einmal die Frage gestellt: Wie hat das bitteschön geklappt? Wie konnte das angesichts dieses Theaterzaubers fast schon schnelle Wunder der Kosten und des Zeitplans gelingen? „Es gab eine sehr funktionale Leistungsbeschreibung“, sagt Helmut Krist vom Münchner Baureferat angemessen nüchtern. Auf 1000 Seiten stand da drin, was für ein Theater die Stadt als Bauherrin haben wollte. Eineinhalb Jahre war Krist im Vorfeld allein damit beschäftigt, mit Stückl und dessen technischem Leiter die Leistungsbeschreibung zu erarbeiten. Die 1000 Seiten waren aber „nicht alles“, so Krist. Dazu kamen 18 000 Zellen in Excel-tabelle – jeder der 300 Räume im Theater ist mit etwa 60 Anforderungen belegt. Außerdem noch 90 Anlagen, Gutachten, die sich mit dem Boden beschäftigten oder mit Gerüchen, man ist ja im Schlachthofviertel. Kurz: Ein Mammutwerk, das durchdrungen war von der Frage: „Was ist zu viel?“

Statt zwei Personenversenkungsanlagen – braucht man, um Personen auf der Bühne schnell verschwinden zu lassen – gab es nur eine. „Spart einen neuen VW-Golf.“ Und sonst? Wo wurde der Rotstift angesetzt? Was tat weh? Stückl muss überlegen. Zieht an der nächsten Lucky Strike wie an einer Wasserpeife, hustet und überlegt weiter. Eine Dachbar wollten sie, eine zweite Drehscheibe für die Bühne, einen Malsaal – „aber das sind keine wirklichen Verluste“, so Stückl. „Ich denke schon gar nicht mehr dran.“

Oberammergauer Pragmatismus. Einerseits. Andererseits hat man das Gefühl, dass da jemand beseelt war von dem festen



Bunt, groß, einladend: das Foyer des neuen Theaters.

Wunsch, ein Theater zu bekommen. Endlich raus aus dem Provisorium in der Briener Straße, wo jeden Abend das Bühnenbild zerlegt und in Lastwagen raus aus der Stadt transportiert werden musste, weil kein Platz war, es im Haus zu verstauen. Wo die Requisiten und Werkzeuge in zwölf umliegenden Garagen verteilt waren und die Probebühnen auf zwei Stadtviertel. Und wo der Chef deswegen viele seiner Mitarbeiter gar nicht täglich sah. Wie ein „Bienenhaus“ sollte der Neubau daher werden, „wo wir uns so oft wie möglich begegnen“.

Krist kennt Projekte, wo die andere Seite nur fordere und fordere. Beim Münchner Volkstheater war das nicht der Fall. Die Zusammenarbeit sei „hervorragend“ gewesen. Und das ist wichtig, den Nutzer zu disziplinieren, wird jedes Projekt aus dem Ruder laufen“, sagt Wolfgang Müller, der Geschäftsführer des Bauunternehmens Georg Reisch. Müller muss es wissen. Seine Firma bietet Bauprojekte schlüsselfertig an. Generalübernehmerverfahren nennt man diese Art, Gebäude zu bauen. Das heißt: Von Reisch bekam die Stadt das Theater im Gesamtpaket, mit einer bestimmten Architektur, zum Festpreis und zu einem vereinbarten Termin.

Ein fixes Budget muss keine mindere Qualität bedeuten, findet der Architekt

Klingt nach der rettenden Lösung für alle, birgt aber auch Gefahren. Durchdekliniert, was alles Mögliche und Unmögliche schiefgehen kann, hat zum Beispiel die Elbphilharmonie, wo Hochtief der Generalübernehmer war. Grundsätzlich kann man aber sagen: Alle nachträglichen Änderungen stören den Bauablauf. Wie ein Zug, der fährt und dann außerplanmäßig halten muss. Was dann passieren kann, zeigte auf fast schon kafkaeske Weise der Berliner Flughafen, wo es 500 Planungsänderungen gegeben haben soll. Aber auch der Stuttgarter Hauptbahnhof macht als Dauerbaustelle klar, was es bedeutet, wenn man nicht im Vorfeld genau definiert, was man will.

Natürlich gehöre auch Glück dazu, so Müller. Beim Volkstheater gab es keine bösen Überraschungen im Untergrund, wie bei Stuttgart 21 oder auf der Berliner Museumsinsel, was die Kosten sofort in die Höhe schnellen lässt. Außerdem waren „alle beteiligten Personen von Anfang bis Ende die gleichen“. Und sie waren entscheidungsbefugt. Dadurch sei kein Wissen, keine Absprachen verloren gegangen, Entscheidungen konnten schnell gefällt werden. Und trotzdem: „Der Nutzer wusste vorher ganz klar, was er wollte.“

Aber wie viel Spielraum lassen 1000 Seiten und 18 000 Zellen in einer Exceltabelle für den Architekten? „Das ist wie James Joyce lesen, Wort für Wort“, sagt Arno Lederer, der Architekt. „Aber wenn man einmal damit durch ist, ist man mit dem Entwurf weiter.“ Kein Problem mit zu vielen Vorgaben also? „Die funktionale Leistungsbeschreibung ist eine quantitative Sache. Da stand nicht einmal drin, dass die Stadt ein schönes Haus will.“ Dafür war er mit seinem Büro Lederer Ragnarsdóttir Oei zu ständig. Lederer vergleicht es mit einem Ernährungswissenschaftler, der ein dickes Buch darüber schreibt, was alles gesund ist – und einem Koch, der daraus etwas Gutes kocht. Auch das fixe, nicht gerade üppige Budget störte Lederer nicht. „Die Kosten sind Teil des Entwurfs. Wenn ich mein Ziel nicht erreichen kann, kann ich das Projekt nicht machen.“ Bei der Sanierung des Staatstheaters Darmstadt habe er gelernt, was es heißt, „up to budget“ zu entwerfen. „Das muss nicht mindere Qualität bedeuten.“ Es muss aber eben auch nicht immer „Unter den Linden sein oder Herzog und de Meuron“.

Mehr Probleme hatte Lederer mit dem Verfahren. Eigentlich sei ein Generalübernehmerverfahren ein „rotes Tuch“ für ihn. Viele Architekten empfinden das so. Den Großen der Branche geht es um Gewinnmaximierung. Nicht selten wird die andere Seite zu diesem Zweck schon mal vor Gericht gezerrt. Aber mit dem mittelständischen Bauunternehmer Georg Reisch hatte Lederer schon gebaut. „Wir kennen das Team, und sie wissen, wie komisch wir sind.“ Komisch, weil man nicht von der Stange entwirft, weil man einen Bogen mauert oder Blumentöpfe zu Lampen umfunktioniert.

„Lass Lederer bauen!“, hat auch Stückl gedacht, als er die Blumentöpfe für die Lampen im Zuschauerraum der großen Bühne sah. Gefallen haben sie ihm zunächst nicht, genauso wenig wie die starke Farbigkeit im Foyer, aber als ausgebildeter Bildhauer habe Stückl gelernt, „Freiraum zu geben und laufen zu lassen“.

Es ist dieses höfliche Miteinander, dem anderen auch mal den Vortritt lassen, weil man an das gemeinsame Ziel glaubt, was vermutlich mehr noch geholfen hat beim Münchner Wunder als jede Zelle in der Exceltabelle und jede Seite in der Leistungsbeschreibung.

Letzte Frage, Herr Stückl: Wie kommt das neue, deutlich größere Haus nun mit den Budgetkürzungen klar, die die Stadt gerade aufgrund der eingebrochenen Steuereinnahmen beschlossen hat? „Das ist schwierig für alle städtischen Theater“, hustet Stückl mehr als dass er spricht. Die zweite Lucky-Strike-Packung ist fast leer. „Aber wir sind an Lösungen dran.“ Die geplante Theaterpädagogik muss der Intendant nun erst mal weglassen – hatte er die vergangenen 20 Jahre auch nicht – den Kindergarten für seine Mitarbeiter aber will er unbedingt, jetzt eben privat initiiert. „Wir werden das hinkriegen.“ Sowieso: Wer ein solches Wunder schafft, dem dürfte auch das gelingen. LAURA WEISSMÜLLER

» Alle Folgen auf sz.de/Prachtbauten